



Tobias Pötzelsberger, 23, arbeitet als Journalist für den ORF und – als freier Mitarbeiter – für die Salzburger Nachrichten und einige Magazine, sowie als Sprecher und Moderator. Nebenbei schreibt er derzeit an seiner Diplomarbeit. Er lebt in Salzburg.

tiefe Gräben des Egoismus auf – denn der Kommilitone neben mir könnte der sein, der mir meinen Traumjob vor der Nase wegschnappt.

Es ist die Angst in uns Wohlstandskindern, zu kurz zu kommen. Es ist die Angst, dass persönliches Glück von externen Faktoren abhängig ist, die man sich nicht leisten kann. Die Angst, sein Leben nicht selbst steuern zu können, oder gar: Nicht gebraucht zu werden. Darum rafften wir an uns, was wir kriegen können, machen ein nicht oder schlecht bezahltes Praktikum nach dem anderen. Ein Phänomen, von dem mittlerweile ganze Firmen leben.

Doch wenn zwischen persönlicher Ausbeutung und einer weiteren Referenz im Lebenslauf abgewogen werden muss, fällt die Entscheidung oft erschreckend leicht: Lieber ein Praktikum als gar nichts – der „Spatz-in-der-Hand“-Gedanke. Das Warten auf bessere Zeiten. Nicht ohne Grund räsonierte der deutsche Feuilleton, allen voran „Spiegel“ und „Zeit“, vor kurzem über die „Generation Praktikum“ um zu konstatieren: Früher hätte es das nicht gegeben. Und es wurde zu Recht gefragt: Wer wusste vor zwanzig Jahren auf Anhieb, wie der korrekte Plural von „Praktikum“ lautet?

Die Rebellion war mir egal

Mir geht es indessen gut. Mein Leben verlief bisher im ständigen Steigflug, war eine wachsende Ansammlung von Bildung, Verantwortung, Geld, Selbstwert. Ein Lebenskonto im Plus. Die Zeit der Praktika habe ich unerwartet schnell hinter mich gebracht (nur vier!), ich konnte mich arrangieren. Der Einstieg in die Erwachsenenwelt, er ist geglückt. Doch mit den wachsenden Aufgaben bin ich ernst geworden, ziemlich ernst sogar. Sagt auch V., die mich besser kennt als viele andere. S. hat mir schon vor Monaten durch die Blume eine gewisse Verkrampftheit vorgehalten. Und nicht erst seit damals beschleicht mich regelmäßig ein Gefühl: War es das jetzt? Ist das sorglose Jungsein vorbei, ohne dass ich es mitbekommen habe? Wo war die Rebellion, der Versuch, die Welt in meinem Sinne zu revolutionieren? Irgendwann musste ich schließlich feststellen: Rebellion war mir eigentlich immer ziemlich egal.

Ich war zu faul, zu zufrieden und verließ mich deshalb auf die anderen. Und die wiederum verließen sich auf mich – wenn es ihnen nicht auch egal war. Wir haben anderes zu tun, als uns um eine Revolution zu kümmern: Sich durch das Leben schlagen, mit aller Kraft.

Eine Revolution der anderen Art ist dabei aber sehr wohl passiert. Es ist eine in unserem Inneren: Wir leben mit dem Fuß auf der Bremse. Agieren mit Vorsicht, halten uns zurück, vermeiden es, anzuecken. Denn das Leben ist schnelllebig und unsicherer und geworden. Jeder kennt jemanden, der vor kurzem seinen Job verloren hat. Wer heute „on top“ ist, kann morgen „down and out“ sein. Deshalb warten wir ab, vermeiden Risiken. Denn es könnte ja schief gehen. Wir bleiben lieber auf der sicheren Seite.

Epilog: Kürzlich hat sich J. wieder aus Australien gemeldet. Lustig sei es dort und immer schönes Wetter, schreibt sie. Und draufgekommen sei sie wieder, dass man das Leben mitunter auch einfach mal genießen sollte.

Auch wenn alles kompliziert bleibe – denn gescheiter sei sie nicht geworden. Und während ich sie vor meinem geistigen Auge auf der Lippe kauen sehe, klicke ich auf „Antworten“ und tippe: „So geht es uns doch allen.“

*Erstmals erschienen in:
KUNSTfehler, Sommer 2006*